

Offener Schreibbrief des Philipp Sauerampfer.

Copyright 1877 by the German Press & Plate Co. Mein lieber Herr Redactionär!



„Philipp“, hat der Bedesweiler de amere Tag zu mich gesprochen, am Sonntag den die Schwobe e Pidnick un do will ich dich emol ebbes sage, do gehn mir hin, mich un dich.“

„D, well“, hen ich gesagt, „du weisst gar genug, daß ich nit arig viel for Pidnick lehre. Do is es immer so warm, der Kaller hängt eem wie e Waschrät un de Hals erum un der viele Dost duht eem die ganze Inseit ausbrodene.“

starr. Bei galle, ich hen gefiehl wie en Wehbood, all die Zeit ware zu Dohr getidelt, wie se mich an die Tregh ge- sehn hen un Zebes hot Händs mit mich gefiehl. An die Pidnick Graunds do hot's awer Schwobe gehabt un die Gork's ware aufsehl. Schwob, der Bedesweiler hot se all getenn un hot zu se all Du gefagt. Ich hen ge- denkt, was der kann, das kann ich auch un wie ich widder eins von die Schwobemädle gemiet hen, do hen ich gefagt: „Schwobhadr, was gudst de awer heit so schön, willst de en Drink an mich nemme?“

„D“, sprach jetzt der Pantoffel, „Frag doch in Dorf un Stadt, Was mancher Geld mit Sporen Bor mir geatitert hat!“

Die Nord-Menagerie.

Aus den Reiseerinnerungen eines deutschen Seecofficiers. Der Mensch — und namentlich der Deutsche bedarf außer seinem täglichen Brod noch etwas Anderes, um zufrieden zu sein, der Fürsorge nämlich für ein lebendes Wesen! Das gilt auch für den Seecofficier. Die unter den Kameraden gewonnenen Freunde können hierbei nicht in Frage kommen, da sie, abgesehen von einzelnen kleinen Diensten, die sich stets im Zusammenleben ergeben, besonderer Sorgfalt nicht bedürfen. Kein, es muß ein Wesen sein, für das man allein und ausschließlich sorgt, und da die sonst hierfür geschaffene und vorhandene Weiblichkeit auf Kriegsschiffen gänzlich fehlt, sucht man einen allerdings minderwertigen Ersatz in anderen Geschöpfen der weiten Gotteswelt, die da treuhen oder fleuchen. So schaffte sich, wenn der gestrenge Herr Commandant oder der erste Officier nichts dagegen hatte, dieser oder jener ein liebes oder garstiges Thierchen nach freier Wahl, sei es allein, sei es im Verein mit anderen Kameraden, an, woraus sich denn meist im Verlaufe der Reise eine förmliche Menagerie herausbildete. Man lade nicht! Wiederholt sind Raubthiere, freilich jugendliche, zahme und bildungsfähige, auf solche Weise mitgenommen worden, wie z. B. Panther, Bären, Füchse, Marder und andere Fleisch- oder Pflanzenfresser, in der großen Mehrzahl allerdings Papageien und Affen, die Spahmacher unter den Thieren! Nehmen wir z. B. das Schiff, auf welchem Schreiber dieser Zeilen eine Reise um die Welt mitmachte! Da kamen bereits vier Wochen nach dem Verlassen der Heimath in Fundal auf Madeira verschiedene Papageien an Bord, graue und grüne, zahme und bissige, sehr dumme und sehr kluge. Zu letzteren gehörte ein von einem betrübten, älteren Officier erhandelter grauer Papagei, der jedenfalls Sprachtalent besaß, denn er lernte neben seiner Muttersprache, dem Portugiesischen, sich bald auch deutscher Laute bedienen und wurde von seinem Besitzer in gerabezu rührender Weise gehalten und gepflegt. Sein Nachahmungstalent machte sich freilich manchmal auch recht störend bemerkbar. So lernte er als militärischer Vogel die Commandos „Retet weg“, „Stillestehen“, „Rührt Euch“ und andere mehr von selbst so vorzüglich, daß häufig die bei Mustern an der Kammer jenes Officiers Aufstellung nehmende erste Division Matrosen in Verlegenheit gerieth und meist im unpassendsten Augenblick, wie z. B. bei der Inspicirung durch den Commandanten, falsche Bewegungen ausführte. Dann ferner hatte das liebe Papagei gar bald das Ansehen des Oberbootsmanns zu „Alle Mann auf, klar zum Manöver“ mit solcher Fertigkeit weg, daß wiederholt, natürlich wieder zum ungeliebten Zeitpunkte, wie in der Mittagspause, die Mannschaft fälschlich alarmirt wurde. Nicht gerade die Aufmerksamkeit fördernd war auch sein fortwährendes Geplapper und Repetiren des Erlernen, wenn die Seecadetten zur Ins- struktion im Unterrichtsraum versammelt waren, der von der Kammer, die den Spahvogel beherbergte, nur durch eine dünne Wand geschieden war. Dafür veranrichtete Papagei sich aber wieder, da er beim Anfliegen an die Kammerthür wohlgerochen „Ger- ein!“ rief und den Seecadetten das recht schwierige Weden seines Herrn erleichterte, indem er mit großer Wichtigkeit unablässig: „Herr Capitän! Lieutenant!“ schrie. Ja er soll, nach dem sein Herr auf jeder Reise zum Corvetten-Capitän befördert war, noch am selben Abend, gut instruirte, „Herr Capitän“ gesagt haben und dabei auch fernerhin geblieben sein. Zu seiner Ehre wollen wir hoffen, daß es wirklich so gewesen ist! — Einmal war Papagei sehr in Nothen! Es hatte sich eine listige, freche Zibethgähe, die aus China stammte, in die Kammer eingeschlichen und wagte, sich herabge- setzt fühlend, einen Angriff auf den Vogel, der jämmerlich ausging, wie der Seemann sagt, und unablässig „Herr Capitän“ (?) schrie, selbst dann noch, als dieser, von dem Lärm er- wacht, längst sein Schwertschwert ge- zogen, im Dunkeln damit überall hin- geschoben, dabei manches zertrümmert, schließlich aber doch die abseuchliche Zibethgähe aufgespießt hatte. Außer dem Schred, den der Vogel und sein Besitzer davontrugen, war kein sonder- licher Schaden entstanden. Denn jene Käse war zwar nicht ganz wohl- schmeckend, mußte aber wohl nur leicht ver- letzt sein, denn sie trieb sich, wie vorher im- mer, noch bis zum Schluß der Reise heimlich in den Schiffe herum und war, so weit es ihre Natur zuließ, ganz berrüthig. In die betrogene Kammer hat sie sich aber nicht wieder gewagt! Natürlich waren nicht alle der im Verlauf der Reise an Bord gekommenen 75 Papageien solche Muster-Exem- plare, obgleich manche in Gehalt und Gesieder weit schöner ausfielen als Papagei. Die meisten standen in Bezug auf Unmanierlichkeit erwählter Zibethgähe nicht nach, zerfetzten Alles, was sie in der Kammer mit dem Schnabel erreichen konnten, zerbißen manchen Finger und trachteten ganz entsetzlich. Was Wunder, daß ihnen diese oder jene mustaffischer veranlagte oder nervöse Natur nach dem Leben zu trachten begann! — In Kapstadt wurden auch einige der

allerliebsten, zierlichen Kaptauben an- geschafft, hielten sich aber leider nur sehr kurze Zeit. Nicht von längerer Dauer war die Anwesenheit mehrerer mächtiger, auf der Reise nach Mel- bourne mit der Angel gefangener Al- batrosse, die wieder in Gestalt, Bau- art und Plumpheit der Bewegungen zu jenen in scharfem Contrast standen. Plump waren sie allerdings nur, so- bald sie an den Deck gesetzt waren. See- beine hat nun einmal nicht jede! Flo- gen sie über die meist aufgeregte See, fast ohne Flügel Schlag, dahin, so wa- ren sie an Eleganz kaum zu übertra- fen. Erst nach mehreren Wochen erfuhr der Thierbestand wieder eine Verbesse- rung, als das Schiff sich zwischen den Südpol-Inseln aufhielt. Da überraschte eines Morgens ein kleiner, aber viel gefährlicherer Matrose seine Kameraden mit einem fliegenden Hunde, den er in der Takelage ent- deckt und mit selbst für einen Seemann halbbedenklichen Kletterei herunter ge- holt hatte. Noch am nämlichen Abend fing derselbe Matrose mit der Mühe einen verfliegenen Landvogel, wobei er eine bemerkswerthe Indignität und Geschicklichkeit an den Tag legte und der gesammten Besatzung ein überaus komisches Schauspiel bot. Den flie- genden Hund pöppelte er mit Bananen und hatte ihn in kurzer Zeit ganz zahm gemacht. Wieder sollten einige Wochen verge- hen, bis Japan der Menagerie weiteres Material lieferte. Das werthvollste der von dort mit- genommenen Thiere war zweifellos ein Wardenhund (Tanuki), welchen ein Seecadet auf einer Partie in das Innere aus dem Thierbestand eines Tempels käuflich erworben und mit vieler Mühe unter dem Arm glücklich an Bord gebracht hatte, wobei er durch die scharfen Zähne des fuchsartigen Thieres über zugerichtet worden war. Letzteres mußte wohl aber in seinem Tempel ganz zahm gewesen sein, da es sich bald an die Mannschaft gewöhnte, Abends zwischen den an Deck herum- liegenden Matrosen herumtrotzte, sich beschnupperte und sich kräuteln ließ. Von den Seecadetten wollte es sich al- lerdings weniger gefallen lassen, ob- wohl es bei diesen sehr beliebt war, allein schon deshalb, weil es sich ab- und zu ein Huhn aus dem Hünerstall der Officiere holte, dessen Mitbedöl- terung für die Zwecke der Seecadetten- messe verboten worden war. Der prächtig besetzte Tanuki wurde später glücklich nach Deutschland gebracht, obwohl er ein und ein halbes Jahr an Bord war und manchen Klimawechsel durchzumachen hatte. Er wurde dem Berliner Zoologischen Garten als erstes Exemplar der Art zum Geschenk gemacht und erreichte auf dem Trans- port dorthin auf den Eisenbahnstationen in den Wartesälen ungebührliches Aufsehen, da er frei herumließ, sich mit Vorliebe auf die Füße begab und das Bier aus den Seideln trank. In der Wahl seiner Speisen war er auch vor- sichtig, so fraß er an Bord besonders gern präparirten Lachs mit Reis neben den Officiers-Hühnern. — An der chinesischen Küste wurden dann noch einige andere Marderarten, die sich die Heizer zugelegt hatten und wie diese wenig an's Agestidit kamen. Der richtige Akt ging aber erst los, als in Anjer, das ein Jahr später auf so traurige Weise beim Ausbruch des Krakatoa vom Erdboden verschwand, Affen an Bord kamen. Wie bei den Papageien waren ar- tige und böse, gelährte und dumme unter den 36 mitgenommenen. Einige waren allerliebste Thierchen, die sich als äußerst possirlich erwiesen und Papagei manchmal die Langeweile vertrie- ben, sobald sie zur Aufmunterung der Besatzung erheblich beizutragen. Wahr- scheinlich nur aus diesem Grunde hatte man die Mitnahme gestattet, denn in mancher anderen Hinsicht war es keine angenehme Zugabe; mußten doch um der Schmutzerei und den sonstigen Untugenden der Affen einigermaßen zu steuern, von den Schiffszimmerleu- ten Ställe — Kasernen genannt — gebaut und ein Matrose zur Reinhaltung derselben bestimmt werden. Ein sehr großer, in einen engen, vergitterten Kasten gesperrter Affe war überaus bissig und thurzig! Er wurde von einem Politiker unter den Matrosen „Stobelew“ genannt, weil der Deutschhah dieses russischen Ge- nerals damals in voller Blüthe stand. Unser „Stobelew“ ließ Niemanden in seine Nähe kommen! Den nichts ab- nehmend bei ihm vorbei wandelnden Ta- nuki ergriff er einmal am Schwanz, hielt sich mit der anderen Hand an einem herunterhängenden Tauende an einem herunterhängenden Tauende und knurrte mächtig, sobald jener in seiner Angst, loszutommen, als Carroufel herumließ, das noch vervollständigt wurde, als der Tanuki vor Herzogs- pein die gerade in der Nähe promeni- rende Zibethgähe seinerseits am Schwanz packte. Diese mußte den Kreislauf nunmehr trotz allen In- grimms mitmachen, bis es Herrn „Stobelew“ gefiel, plötzlich loszulaf- sen, wobei natürlich Tanuki und Zi- bethgähe in einem Klumpen fortrollten und letztere sich schleunigst aus den

Rinken barg, v. h. aus dem Staube machte. Nicht lange später, auf der Reise nach Sanfibar, war „Stobelew“ eines Tages ausgebrochen, in die Ta- felage geklettert und über Bord ge- fallen! Merkwürdigerweise erhielten wir bei der Ankunft in jenem Hafen die Nachricht, daß der richtige Stobe- lew inzwischen auch gestorben war. In Sanfibar wurde der Affenpark wieder durch einige Meerestagen auf- gefüllt, lichte sich aber, als die Heim- fahrt Anfangs November bei unwirth- lichem Wetter erfolgte, recht bedenklich, so daß nur ca. ein Duzend deutschen Boden betrat. Bis dahin hatte sich die Menagerie aber wieder um zwei In- ceptons und einen Leguan, die an der Guinea-Küste an Bord kamen, ver- mehrt. Rednet man dazu die freilich zah- men Kap-Delfen, die australischen, afrikanischen und chinesischen Schweine, die samoanischen Hammel und die ver- schiedenen Hühner- und Entenarten, die im Laufe der Reise zu Ernährungs- zwecken in mehr oder minder großer Zahl an Bord untergebracht wurden, so erscheint die Bezeichnung Nord- Menagerie zweifellos gerechtfertigt. Friedrichsruh und der Sachsenwald. Von Ernst Seigelmann. Der Sachsenwald ist eine der um- fangreichsten und schönsten Waldungen der Provinz Schleswig-Holstein, er liegt zum größten Theil im ehemaligen Herzogthum Lauenburg, zum Theil auch noch auf hamburgischem Gebiete. Sein Name rührt noch von jenem tap- feren Volkstamme her, der vor Alters seinen Wohnsitz an der Unterelbe hatte und von dem noch heute das nordwest- liche Deutschland den Namen „Nieder- sachsen“ führt. Seit dem Jahre 1228 gehört der Wald zu Lauenburg und zwar kraft eines Vertrages, den der Erzbischof von Bremen und Hamburg in diesem Jahre mit dem Herzog von Lauenburg schloß. Zweihundert Jahre spä- ter kam er in den Besitz der Hansestädte Hamburg und Lübeck, denen der Herzog den halben Nießbrauch im ganzen Walde für „ewige Zeiten“ abtreten mußte; nur die Jagd blieb ihm zur unbeschränkten Benutzung. Länger als 120 Jahre dauerten diese verwickel- ten Besitzverhältnisse, da tam ums Jahr 1550 ein neuer Herzog von Lauenburg zur Regierung. Mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bemühte sich dieser, den Wald wieder in seinen Besitz zu bringen; so suchte er nachzumen- den, daß in dem mit Hamburg und Lübeck geschlossenen Vertrage nur der Sachsenwald als diesen Städten zu- sammen bezeichnet wäre und unter diesem Namen nur ein kleiner Theil des Waldes von Alters her verstanden würde. In Folge dessen litt er auch die hanseatischen Holzräuber nur in diesem Revier. Damit natürlich nicht einver- standen, verlagten ihn die beiden Städte beim Reichskammergericht zu Speier und es kam zu einem Proceß, der nicht weniger als — man höre und staune — 135 Jahre dauerte, und zwar von 1549 bis 1684, und in dem nacheinander fünf regierende Herzöge die Rolle der Verklagten spielten. Sie wurden zwar mehrmals verurtheilt, den Hansestädten ihre Rechte wieder zuzumuten zu lassen, aber durch immer erneute Berufungen und Einwendungen verschleppten sie die Sache immer weiter. Da entschied endlich das Reichskammergericht auf Antrag der Städte, daß der Wald getheilt werde, und zwar in eine nördliche und südliche Hälfte, und als der Herzog, dem die Wahl zwischen beiden freistand, nun doch wieder zum Ganzen griff, wurde ihm einfach die südliche Hälfte ge- schenken, während die Städte den nörd- lichen Theil als gemeinsames Eigen- thum in Besitz nahmen. Doch schon mit dem Tode dieses Fürsten nahm die Sache eine andere Wendung. Dieser starb nämlich kinderlos und in Folge dessen ging das Herzogthum an Braun- schweig und später an Hannover über. Diese nun betrachteten das Erbe als ererbtes Reichthum und erhoben so auch Anspruch auf den ungetheilten Besitz des Waldes. Mächtig wie sie waren, brachten sie es auch zu Wege, daß ihre Forderungen anerkannt wur- den. Wohl legten die Hansestädte gegen diese Bestimmung wiederholt Pro- teste ein und führten auch weiterhin ihre Herrschaft im Walde fort, wenn aber ihre Bitten einmal von ihrem Amte Gebrauch machen wollten und Holz zu fällen sich unterstanden, wurde ihnen von den Lauenburger Waldhüttern Art und Säge genommen und sie selber auf dem kürzesten Wege über die Grenze geschafft. Von da an bis zum Jahre 1871 gehörte der Sachsenwald unun- terbrochen zum Domänium des Her- zogthums Lauenburg. Durch Rezej ging dann derjenige Theil des lauen- burgischen Domäniums, welcher im Amte Schwarzenbek lag und den Sach- senwald zum größten Theil umfaßt, in den Besitz des Herzogs von Lauen- burg, Kaiser Wilhelm's I., über und dieser übertrug am 24. desselben Mo- nats den Erwerb dem Fürsten Bis- mark, in Anerkennung seiner großen Verdienste um das Vaterland als eine Dotation zum Eigenthum. Diese Zibethgähe hat ein Gesamtareal von 7511,20 Hektar, wovon 6789 Hektar zur Forstwirtschaft benutzt wer- den; der Sachsenwald allein umfaßt 6175 Hektar.

Der Fürst nahm seinen Wohnsitz in Friedrichsruh mitten im Walde, an der Berlin-Hamburger Bahn gelegen. Der Name des Ortes stammt von einem Grafen Friedrich von der Lippe her, der in den siebziger Jahren des vori- gen Jahrhunderts eine Zeit lang Päch- ter der Jagd im Sachsenwald war und hier ein Jagdhaus errichtete und bis zu seinem Tode auch bewohnt hatte. Es war nur ein einfacher Bau aus Fach- werk und mit Strohbedachung, im In- neren wies es jedoch einen fürstlichen Luxus auf und war mit kostbaren Mö- beln und reichem Wandbesmuck ausge- stattet. Nach dem Tode des Grafen wurde es wieder verkauft, tam nach und nach an verschiedene Besitzer, ge- riet schließlich in Verfall und wurde abgebrochen. An seiner Stelle wurden drei neue Gebäude errichtet, zwei da- von stehen noch heute, das „Logihaus“ und der „Landkrug“, in dem letzteren befindet sich jetzt eine Gastwirtschaft. Das dritte, das den Namen Frascati erhielt, wurde später wieder bei einer Feuersbrunst zerstört. Nachdem es größer und prächtiger wieder aufge- baut war, diente es eine Zeit lang als Pensionat eines Wirthes aus dem be- nachbarten Reinbek, bis es im Jahre 1871 vom Fürsten Bismark erworben wurde. Dieser ließ es zu einem sehr einfachen Herrenhause umbauen und wohnt seitdem darin. Das Schloß liegt ganz nahe am dem Wege, der von Bergedorf durch den Wald nach Trittau führt, in einem Winkel, den diese Landstraße mit der sie durchschneiden- den Berlin-Hamburger Bahn bildet. Es ist nur ein einfacher, gelbglänzender Ziegelbau; stattliche Thürme, Erker und Zinnen, wie sie wohl dem Land- hause eines fürstlichen Herrn entspre- chen würden, sucht man vergebens an ihm. Ebenso einfach ist auch das In- nere gehalten, ohne jeden Luxus, man- cher wohlhabende Privatmann würde sich lurrücker einrichten. Ein großer schattenspendender Park umgibt das Schloßchen von allen Seiten, ein kleines freundliches Gewässer, auf dem es sich lieblich schaukeln läßt, fehlt auch nicht. Und rings umher erhebt sich das Wälderdach der mächtigen Buchen, und Jahrhunderte alte knorrige Eichen wiegen ihre majestätischen Kronen im Winde, fest gefügt in der Erde als die Sinnbilder ihres Besitzers. Und doch ist es in Friedrichsruh nicht so einsam, wie man es wohl von einem Waldhöflein annehmen sollte. Die menschliche Schaffenslust und der Industriefleiß hat auch an diesem lieblichen Erdenplätzchen Eingang gehalten; es ist schon erwäht, daß die Bahn, die die beiden größten Städte uneres Rei- ches verbindet, an Friedrichsruh vor- übergeht. Diesem Umstande verbannt auch ein großes Holzsägewerk, das in der Nähe des Bahnhofes liegt und Ein- gentum des Fürsten Bismark ist, sein Entstehen. In diesem Betriebe werden die Holzstämme, die in Fried- richsruh und Schwarzenbek auf großen Lagerplätzen aufgeschleppt werden, zer- schnitten und zu Balken, Brettern, Pfosten, Latten, Grubenbohlen, Fuß- bohlen, Holzparquets u. s. w. verarbei- tet. Das Abfallgebiet erstreckt sich über den ganzen Erdbreis und die Produk- tion ist alljährlich eine sehr bedeutende. In früheren Zeiten, als das Herzog- thum noch zu Braunschweig und Däne- mark gehörte, wurde verhältnismäßig wenig Holz gefällt, auch nahm man damals wenig Rücksicht auf das Alter der Bäume. So lange aber der Wald in Bewirthschaftung des Fürsten Bis- mark steht, geschieht der Betrieb auch auf rationelle forstwirtschaftliche Art und Weise. Wenn die Bäume ein be- stimmtes Alter erreicht haben, verfallen sie der Art und machen Neupflanzun- gen Platz; alte mehrwürdige Bäume dagegen werden pietätvoll geschont. Der Sachsenwald ist außerordent- lich wildreich. Neben dem Edelwild sind an jagdbaren Thieren Hasen, Reb- hühner, Wildenten, Schnepfen und Krammetsvögel vorhanden. In einem besonderen Gehege werden auch noch 100-150 Wildschweine gehalten; sie rühren noch von einem Stamme her, den eine medlenburgische Prinzessin bei ihrer Hochzeit mit einem dänischen Königssohn als Geschenk erhielt. Der Saupark umfaßt 450 Hektar, ist mehr- mals erweitert und sehr sehenswerth und wird oft von Touristen besucht. Denn für gewöhnlich ist das Schwarz- wild ungefährlich, ja schon, nur wenn es gemeldet oder angegriffen wird, führt es wüthend auf den Gegner los. Seit Anfang dieses Jahrhunderts und besonders seit Eröffnung der Ber- lin-Hamburger Eisenbahn sind Fried- richsruh und seine Umgebung beliebte Ausflugsorte, namentlich aus dem nahen Hamburg kommen alljährlich viele tausende Besucher, die, dem Re- ben und Lärm der Großstadt entflie- hend, hier in dem Frieden des Waldes einige Stunden die Alltagsorgen ver- gessen wollen. Unbegreiflich. Soß ich mit dem Ferencz nailich In der Garba bei dem Wain, Tranken beide um die Wette Dorum wer wird Sieger sein. Möglich soll ich von dem Stuhle Unten Tisch, doch alles trost; „Ellen!“ schreit der dumme Tafel Und dozu hat er gelocht! Ist doch nicht um Wuth zu kriegen; Die stehn sie ringsumher Und behaupten ich müßi' johlen — Und hob' größer'n Krauch als er!